. 177. 37. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 6. April 1908

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Aristoteles und Phyllis.

T. W. Am Sonnabend, in der Reichstagsdebatte über n Sprachenparagraphen, hielt der süddeutsche Abgeordnete Payer eine Rede, die abwechselnd, oder auch gleich- tig von dem tosenden Beifall des Blocks und von m Hohngelächter des Antiblocks unterbrochen wurde. rr v. Payer zählte noch einmal all die guten und schlechten Gründe auf, mit denen ein liberaler Mann sein treten für diese Ausnahmebestimmung entschuldigen kann, nd da die Dinge nun einmal verfahren waren und das chicksal des ganzen Gesetzes an diesem Paragraphen 7 hing, ließ sich die Haltung der freisinnigen Herren ja r Not auch begreifen. Aber in der Rede des Abgeordneten Payer kam der Satz vor: „Wir wollen den verbündeten egierungen weder den Grund noch den Vor- and geben, uns auszuschalten.“ Und dieser atz, der wieder von den „Beifallssalven der Blockparteien“ egleitet war, ist doch einigermaßen bedenklich.

Der Block — das ist an dieser Stelle immer aufs neue etont worden — ist an sich weder gut, noch schlecht — er t ein Instrument, das nur richtig gehandhabt werden uß. Durch den starken Willen eines staatsmännischen eformators, oder durch die taktische Klugheit und as Selbstbewußtsein der liberalen Parteien könnte er uchtbar gemacht und zu einem Mittel liberaler Ent- ickelung gestaltet werden. Aber vor allem dieses Selbst- ewußtsein wäre nötig — ein Selbstbewußtsein, das nicht leich furchtsam zusammenknickt und auch nicht jedes Almosen uß. Durch den starken Willen eines staatsmännischen eformators, oder durch die taktische Klugheit und as Selbstbewußtsein der liberalen Parteien könnte er ummer erkennen läßt, wie sehr sie die anderen braucht, wird elten gut behandelt, und der arme Teufel mit der Demuts- ienne kommt schwerlich auf einen grünen Zweig. Wenn man uns haben will, dann gut, wir wollen's probieren, aber wenn nicht, dann nicht, und guten Abend, Durchlaucht!

Herr v. Payer erklärt, daß die freisinnigen Parteien dem Fürsten Bülow „weder den Grund noch den Vorwand“ geben wollten, sie „auszuschalten“. War es nötig, die Furcht vor der fürstlichen Ungnade so laut zu proklamieren und damit weitere Nachgiebigkeit für die kommenden Zeiten zu ver- heißen? Vom ersten Tage der Blockära an haben einige frei- sinnige Parteiführer ähnlich gesprochen, und weil sie so sprachen, ihr enthusiastisches Blockglück so offen zur Schau trugen, ist so wenig erreicht worden. Wenn Fürst Bülow nicht gar so sehr von ihrer Treue überzeugt gewesen wäre, hätten sie in der Wahlrechtsfrage eine andere Antwort erlangen können. Wenn sie mehr kühle Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hätten, hätten sie eine Milderung der Sprachenvorschrift durchgesetzt. Heute schelten sie in ihrem unklugen Uebereifer einen jeden, der dem elenden Börsenkompromiß nicht be- dingungslos zujubelt. Und sie verstehen nicht, daß man in der Politik wie in der Liebe sich suchen und begehren lassen muß.

Herr Müller-Meiningen, der ja ein Dichter ist, wird gewiß die Geschichte von Aristoteles und Phyllis gelesen haben. Aristoteles erhielt von einem Freunde eine junge Sklavin, die Phyllis genannt wurde, und er verlebte mit diesem geschenkten Mädchen zahlreiche ebenso glückliche wie schwache Stunden. Phyllis forderte von dem weisen Manne zuerst nur wenige und bescheidene Opfer, aber als sie bemerkte, daß er nicht mehr von ihr lassen konnte, wuchsen ihre Ansprüche und ihre Rücksichtslosigkeit. Sie zwang Aristoteles, auf allen Vieren zu kriechen, legte ihm einen Zaum in den Mund und ritt auf seinem Rücken. Auf einem Blatte des mittelalterlichen Holzschneiders Hans Baldung, genannt Grien, kann man die beiden so sehen, und der Anblick des einfachen Holzschnitts schneidet jedem Ehrenmann ins Herz.

Es wäre eine Uebertreibung, wollte man sagen, daß die Blockpolitik schon ganz so demoralisierend gewirkt habe, wie Phyllis, und niemand wird die freisinnigen Parteiführer mit Aristoteles vergleichen wollen. Aber auch Aristoteles und alle, die etwas Aehnliches erlitten, fingen mit kleinen Zugeständnissen an, bis sie den Zaum dann endgültig im Munde hatten. Ihr ewiger Fehler war, daß sie ihre Abhängigkeit nicht klug zu verbergen wußten, daß sie die Furcht vor einem Bruch allzu offen erkennen ließen. Man soll nie den Eindruck erwecken, als könnte man seine „Ausschaltung“ nicht überleben, und als hätte man nicht mehr die Kraft, auch allein, auf eigenen Füßen zu stehen. Wer solche Befürchtungen hegt und solche Schwächen ausplaudert, der ist bald am Ende seiner Weisheit angelangt. Und wer nicht mehr allein, auf seinen zwei Füßen stehen will, der kriecht bald auf allen Vieren.

Der Wechsel in der englischen Premierschaft.

Ministerium Asquith.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 5. April.

Der schwer erkrankte Premierminister **Campbell-Bannerman** hat, wie angekündigt, heute seine Entlassung gegeben, die vom König mit dem Ausdrucke des Bedauerns über das Scheiden Campbell-Bannermans aus dem Amte und mit den besten Wünschen für seine baldige vollständige Wiedergenesung angenommen wurde. Der Schatzkanzler **Asquith**, der zum Nachfolger des zurückgetretenen Premiers ernannt werden soll, ist zum König nach Biarritz berufen worden; er wird morgen dorthin abreisen.

Asquith steht im 56. Lebensjahre, er ist am 12. September 1852 geboren. Seit 1886 ist er Mitglied des Unterhauses. Er vertritt dort die Wählerschaft von East Fife und gehört natürlich der liberalen Partei an. 1892–95 war er Staatssekretär im Ministerium des Inneren, 1905 nahm ihn Campbell-Bannerman als Schatzkanzler in sein Kabinett. Seit demselben Jahre ist Asquith Vordirektor der Universität Glasgow.

Der amerikanische Botschafterposten in Berlin.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Washington**, 5. April.

Die Nachricht, daß Hill in Berlin nur kurze Zeit als Botschafter weilen und dann abberufen werden werde, ist amtlich noch nicht bestätigt, aber es ist zweifellos, daß Aehnliches im Staatsdepartement besprochen wurde. Hill geht nach Berlin, damit dem Gerede und den Intrigen keine Folge gegeben werde. Aber man verhehlt sich hier nicht, daß für den prachtliebenden Berliner Hof Hill nicht ganz der rechte Mann ist.

Nach kürzerer Amtstätigkeit in Berlin wird Hill wohl nach London gehen. W. Ried, der bisherige Botschafter am englischen Hofe, will sich nämlich angeblich zurückziehen, und seine Stelle soll dann Hill einnehmen, während L. C. Griscom, der seit fünf Jahren in Rom akkreditiert ist, nach Berlin versetzt werden soll.

Der Berliner Zwischenfall wird übrigens — den letzten Konferenzen im Staatsdepartement zufolge — keine Erhöhung der Diplomatengehälter zur Folge haben, damit die wichtigen Posten nicht Alleinbesitz der Plutokratie würden.

Die Amurbahn.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Petersburg**, 5. April.

Morgen, Montag steht der Duma ein großer Tag bevor. Sie hat über eine Frage von großer Wichtigkeit, den Bau der Amurbahn zu entscheiden. Es werden Reden des Verkehrsministers Schaufuß, des Ministers des Auswärtigen Iswolski und des Gehilfen des Kriegsministers Poliwanow erwartet. Da 62 Redner vorgemerkt sind, ist wohl ein harter Kampf zu erwarten, der sich weniger darum drehen wird, ob die vom Kriegsministerium als eine russische Lebensfrage bezeichnete Amurbahn gebaut wird oder nicht, als darum ob Rußland das Amurgebiet behalten oder fallen lassen will. Die Dumakommission befürwortet den auf 215 Millionen Rubel veranschlagten Bahnbau, während die Opposition findet, daß Rußland durch Unterlassung des Baues der Amurbahn und des zweiten Gleises auf der sibirischen Linie Japan einen zuverlässigeren Friedensbeweis geben, als alle diplomatischen Verträge zusammen wert sind. — Der rechte Flügel der Duma einschließlich der rechten Oktobristen tritt für den Bau der Bahn ein, er will darin ein patriotisches Werk sehen.

Das Zeugenverhör im Terroristenprozeß Rull.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Madrid, 5. April.

In dem fortgesetzten Zeugenverhör des Rull-Prozesses sagte der Zeuge Advokat Broca aus, daß der Mitangeklagte Darello immer genau anzugeben wußte, ob und wann Bomben platzen würden. Der frühere Untersuchungsrichter in verschiedenen Terroristenprozessen, Garcia Navarro sagte, er sei zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß Rull nicht nur der Urheber des Attentats im Justizpalast, sondern auch Urheber oder Mitschuldiger aller folgenden Bombenattentate sei. Die Aussage machte großen Eindruck. Der Zeuge Fabregas sagte mit vitriolester Bewendung: „Rull kündigte Bomben an, wie man Theatervorstellungen annonciert.“ Kein Wunder, daß Rull angesichts dieses sich häufenden Materials einen heftigen Anfall von Gallenkolik erlitt, so daß ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden mußte.

Es folgten dann belastende Aussagen von Zeugen, von dem ehemaligen Gouverneur Herzog von Bivona an, der Rulls Angaben dementierte, bis zur Wirtin Dolores. Die Aussagen der letzteren waren für Rull und Genossen allerdings sehr schmerzlich, da sie die kompromittierenden Aeußerungen der Anarchisten, die sich unmittelbar nach dem Bombenanschlag in der Boqueriastraße in einem Cupanar zusammenfanden, wiedergab. Auch Rulls Bruder sei aufgeregt in dieses Lokal gekommen und habe gerufen: „Beinahe hätte man uns erwischt.“

Der Anarchist Pujol sagte, Rull flöße ihm kein Vertrauen ein. Er sei für Geld fähig, Vater und Mutter anzubringen; er sei ein mit allen Lastern behafteter degenerierter Kerl.

Am wichtigsten war die Aussage des Chefredakteurs der „Noticias“, Guerrero, der mit Rull in journalistischem Interesse mehrfach gesprochen hat. Als Guerrero den Rull fragte: „Wann

Berliner Skizzenbuch.

von

(Nachdruck verboten.)

Hermann Heijermans.

Schuhmachermeister Lemke.

Es war solch ein grauer, drohend schwarzer Februarmorgen, daß Schuhmachermeister Lemke, der noch vier Monate wegen Majestätsbeleidigung in Zelle Nummer 257 der Strafanstalt zu verbüßen hatte, die kleine Petroleumlampe anzündete, um arbeiten zu können. Zuerst hatte er bei der mit Wasser angefüllten Schusterkugel, die herrlich wie eine kleine Silbersonne von dem zurückgeworfenen Licht erglänzte, ein Stückchen aus der Bibel gelesen und bei dem „Befiehl dem Herrn Deine Wege“ einen Pechdraht eingelegt, um gegen Abend dort fortzufahren. Dann hatte er noch einmal die einundsechzig Kreidezeichen hinten auf dem hölzernen Namensschild abgezählt, die einundsechzig in Ruhe verbrachten Tage — dann hatten seine alten runzlich dürren Hände das so und so vielte Paar Polizeischuhe auf die Knie genommen. Er fühlte sich so behaglich wie seit Jahren nicht. Das einzige, was ihm fehlte, war sein zerkauter Zigarrenstummel und das Glas Bier mit dem Gläschen Schnaps aus der Kneipe gegenüber, wohin er sich so oft gesüchtet hatte, wenn es ihm zu Haus zu arg gewitterte, und wo er manches Fest mitfeiern geholfen, wenn draußen der Stuhl mit der weißen Schürze darüber hing, zarte Grüße des Ferkels andeutend, wie auch der Lenz seine Boten sendet . . . Leise vor sich hin trällernd, hämmerte Schuhmachermeister Lemke die boshaften Holzstifte in die Sohlen der Schuhe, worin dereinst ein Polizist umherstolzieren sollte. Die wassergefüllte Glaskugel bestrahlte die Falten des Verbrecherkopfes, legte die weiße Haut zwischen seinen kurzgeschnittenen grauen Haaren frei, ließ seine struppigen Augenbrauen mit seltsamem Gestimmer aufblinken. Die Zelle hatte er hübsch aufgeräumt, fast staubfrei gemacht. Ueber dem hochgeklappten Bett hing das Christbaumzweiglein — eine Woche vor Weihnachten hatte er seine Nummer bezogen — und auf dem Brett des Schrankchens, das die Bibel und seinen Teller umschloß, stand das Puppenschühchen, das er als Andenken für das jüngste Kind seiner Tochter zurecht gedrechselt — wenn der Direktor nichts dagegen einwenden sollte . . . . .

Tief über die Stiefelschäfte gebeugt, überließ er sich ungestört seinen Gedanken und lauschte vergnüglich auf die Windstöße, die sich an den dicken Gittern des kleinen Fensters mit pfeifendem Johlen brachen, als ob eine Bande dreister Straßenbengel an der Ecke am Standalmachen wäre. Lieber Gott im Himmel, welch ein gesegnetes Stündchen — dieses Gefühl der Geborgenheit bei Sturm und Unwetter, ohne Zug durch die Scheiben, ohne Schlammspritzen vor der Tür. Einen Moment ruhte der Hammer auf der Sohle, einen Moment blickte Lemke nach dem grünlich dunstigen, von Hagelkörnern besprengten kleinen Fenster, das so fahl aussah, als ob die Nacht schon im Anzuge wäre. Dann fuhr er erschrocken zusammen. Der Schlüsselbund des Aufsehers rasselte vor den Stahlblatten der Zellentür — zu so unerwarteter Stunde — so unerwartet und beinah beängstigend, daß er von seinem Schemel aufzuammeln, als ob er bei etwas Unerlaubtem ertappt worden sei.

„Besuch,“ sprach der Aufseher, die Tür nur halb öffnend, da sie ja doch sofort wieder geschlossen werden mußte.

„Besuch — Besuch,“ wiederholte Schuhmachermeister Lemke, das harmlose Wort zweimal hervorstotternd.

„Los!“ sagte der Beamte kurz.

Möglich wie betäubt, an blinden Gehorsam gewöhnt, warf er fast unbewußt den Polizeistiefel hin, hob törichterweise sorgfältig die Falzern der Pinnen aus seiner Schürze, immer mit legendem Griff der bebenden rechten Hand, dann löste er mechanisch die Bänder und schritt in den langen steinernen Gang hinein, in den Gang mit seiner Zellengalerie, seinen Türen und Guckklöchern. In seinem alten Köpfchen gähnte auf einmal eine schmerzhafte Leere — seine Lippen murmelten, seine Augen stierten über die Balustrade weg nach der Kuppelrundung, von wo aus die Wache die sämtlichen Flügel der Strafanstalt observierte.

„Vorwärts,“ befahl der Aufseher. Der Schlüsselbund klirrte vor ihm her — die Wände warfen das Echo des klappernden, eisenbeschlagenen Absatze zurück — der kurze Säbel baumelte unter dem Gehrock. Unsicheren Schrittes lief das Männchen mit, die Arme schlaff herunterhängend, den Rücken gespitzt, als ob es noch an der Arbeit wäre. In der Rotunde schritten sie drei Steintreppen hinab, an immer anderen Türen vorbei, und im Dämmerlicht der unteren Zellenrundung lärmte das Schlüsselbund aufs neue wie eine Rassel an der Tür des Empfangsraumes. Fassungslos, überhaupt nichts davon begreifend — zum ersten Mal seit diesen einundsechzig Tagen wurde er dahin geführt — strauchelte er über die Schwelle. Dann, auf einmal — als ob er einen gehörigen Schlag hinter die Ohren bekommen — als ob er mit der Hand an glühendes Eisen geraten — wurde er aus seiner Dusel in grellster Wirklichkeit wach. Hinter dem trennenden Gitter stand, die Arme unter ihrem roten Umschlagtuch verschränkt, die schwarzen Haare naß von schmelzendem Hagel, die Augen wahnhaftig in Tränen schwimmend, die Witwe Selig, seit zwei Jahren keine Witwe mehr, weil er so human gewesen war, sich in Gütergemeinschaft mit ihr zu verheiraten.

„Guten Tag, mein lieber August,“ sagte sie mit losbrechendem Schluchzen, und noch betrübenderem Liebesausdruck. Wahrlich, selbst in den Flitterwochen war es kaum zweimal zu einem „August!“ gekommen, da sie eine Vorliebe für Familiennamen hegte und es ihr zur Gewohnheit geworden war, ihn schon während der langen Jahre, in denen er sich als ihr Fleischhauer betätigte, einfach Lemke zu nennen.

Schuhmachermeister Lemke wurzelte, wie in den Holzklobben gefesselt, an dem Aufseher. Daß die Witwe Selig, die vor Gott und Welt seine Frau war, das Tränenwunder offenbarte und ihn August nannte, überraschte ihn weniger, fast überhaupt nicht. Nur die Tatsache, daß sie da mit unverkennbar leibhaftigem Körper, leibhaftigen Augen und besonders leibhaftigem Munde ihn selbst hier nicht in Ruhe lassen konnte, erregte eine derartige Verbitterung in ihm, daß seine großen Lippen keinen Widerklang auf diese lyrische Begrüßung zu äußern vermochten. Er blickte, den Kopf etwas tiefer geneigt, die Finger auf dem mageren Rücken verschlungen, auf die stumpfen Spitzen ihrer Schnürstiefel und nach den herunterhängenden schmutzigen Schnürbändern.

„Guten Tag, lieber August,“ wiederholte sie — schon ein wenig matter. Sie erkannte ihn kaum in seiner Gefängniskleidung — ohne Bart — ohne Haupthaar . . . .

Noch sprach er kein Wort. Und weil der Aufseher so wie so nichts sagte, entstand ein Augenblick tragischer, beklemmender Stille.

Da wiederholte sie, wobei sie sich die dicken Tränen von den Wimpern rieb, ihren Anlauf, diesmal mit einem gerechtfertigten Vorwurf in der Stimme. Die Frau eines Majestätsverbrechers in ihrem Distrikt zu sein, war wohl nicht genug für eine anständige Frau, die schon drei Ehemänner vor August Lemke glücklich gemacht hatte . . .!

„Wie in Gottes Namen bist du nur dazu gekommen?“ stammelte sie darauf los, bange vor der Stille und besonders vor dem Schweigen des Wärters mit dem großen Schlüsselbund. „Warst du an dem Tage betrunken, daß du so verrückt warst — ja, noch mehr als verrückt — den Kaiser zu beleidigen . . .!“